

KNAUR 

Über die Autorin:

Tine Wittler ist seit über 20 Jahren freischaffende Bühnenkünstlerin, Autorin und Moderatorin. Mit der Sendung »Einsatz in 4 Wänden« (2003–2013) wurde sie einem Millionenpublikum bekannt. Nach 25 Jahren in Hamburg zog sie Ende 2017 in das 60-Seelen-Dörfchen Jabel im Wendland und erweckte dessen alte Dorfkneipe wieder zum Leben – diesmal samt Kleinkunstabühne.

TINE WITTLER



Dorfkneipengeschichten
einer Stadtflüchtigen

KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:

www.knaur.de

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich die Verlagsgruppe Droemer Knaur zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt. Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de



Originalausgabe April 2021

Knaur Taschenbuch Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit

Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Nina Schnackenbeck

Covergestaltung: Isabella Materne

Coverabbildung: Eckart Breitschuh und Shutterstock.com/

Foxys Graphic; daizuoxin

Illustration im Innenteil von Foxys Graphic / Shutterstock.com

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-79086-1



*Für den »Jabel der Welt« & das ganze Wendland.
Danke, dass ich bei und mit euch sein darf.*

Inhalt

Big City Blues

Vom Gefühl, dass irgendetwas im Leben nicht mehr stimmt,
der Suche nach den Gründen und der unerklärlichen Sehnsucht
nach dem anderen

11

Neue Heimat – dringend gesucht

Von hingebungsvollen Landstrichrecherchen, einem Gatten
unter Schock und der Wiederentdeckung einer alten Zuneigung

20

Alter Kasten, junge Liebe

Über alte Fachwerkhäuser, eine Antikhütte im Rotlichtviertel
und den Beginn einer jungen Liebe

26

Ich bin die Neue, lasst mich hier singen

Von der Ankunft im Dorf, neuen Nachbarn und zarten Banden

34

Müsste halten!

Von Anlaufschwierigkeiten, Baustellen und der
Neuorientierung einer »Wohnexpertin«

44

Kuchenkonflikt

Vom großen Kneipensterben nicht nur im Wendland und
warum sich die Wittlerin gegen Torten wehrt

51

Problemtüren

Von der Verletzungsgefahr auf dem Land für alle
Beteiligten und wie das Leben auf dem Dorf doch noch
zur flammenden Leidenschaft werden kann

61

Ostwind

Von Wetterkapriolen und Schlafmützen

64

Die 1400-Euro-Schokolade

Vom Holzmachen, Einheizen und Gasrechnungen,
die man nur unter Zuckerschok verkräftet

71

General Managers of Grenzgänging

Wie die Wendländer wurden, was sie sind, und warum ihnen
das Revoluzzertum schon in die Wiege gelegt wurde

76

Der schnelle Brüter war einmal

Von den gesundheitlichen Folgen des Landlebens und
der Neudefinition hygienischer Ansprüche

83

Frühe Vögel, späte Mädchen

Von etwas anderen Tagesrhythmen und dem,
was die Jabeler Dorfbewohner schon vor dem Aufstehen
so alles schaffen

96

Die vielleicht glücklichste Katze der Welt

Von Katzenklappen, der »Futterschalenverschwörung« und
großartigen Jagderfolgen

101

Wie Sie hör'n, hör'n Sie nix

Über die Faszination einer mucksmäuschenstillen Nacht
und weshalb einem die Nachtigall plötzlich wie eine
fliegende Disco vorkommt

115

Verkehrsberuhigung

Von fehlenden Transportmitteln, Autobahnen in weiter Ferne
und warum man beim Einkaufen trotzdem irgendwie
schneller ist als in der Stadt

125

Fashion Victim, deloaded

Der Abschied vom Modekorsett und weshalb die Ankleide
der Wittlerin diesen Namen nicht mehr verdient

134

Dorfzoologie

Von Monsteraulwürfen, Hennenrennen und anderen
tierischen Besonderheiten im »verrückten Dorf«

142

Eben mal nach Kamerun

Über drollige Dorfnamen, das »Doppelte Lottchen«
und ein Pferd auf dem Rücksitz

155

Endlich wieder ankneipen

Vom Zauber des Gestern im Heute

161

Danke, Datenloch – Teil 1: Digitale Diät

Über digitale Entzugserscheinungen und schlechten
Empfang auf allen Kanälen

169

Danke, Datenloch – Teil 2: Digitale Revolution

Von analogen Reliquien in einer algorithmischen Welt,
warum die digitale Wüste auch von Vorteil sein kann und
wie der Fortschritt im Wendland sowieso nur
häppchenweise ankommt

180

Willkommen, Kultur!

Von der wendländischen Logik in Sachen »Vergnügungssteuer«,
den Besonderheiten des Kulturbetriebs auf dem Dorf und
warum der Wendländer im Ernstfall sogar einen Stuhl
mit in die Kneipe bringt

193

Wendlandleaks

Über Gerüchteküchen, dörflichen Datenschutz,
Informationsketten und die Stille Post

202

Gisela

Über die Veränderungen des gastronomischen Lebens
im Allgemeinen und eine erfahrene Ratgeberin voller Kampfgeist
im Besonderen

211

Corona ist doof

Über den totalen Stillstand in besonderen Zeiten,
wie sich das angebliche »Abgehängtsein« plötzlich
zum Vorteil mausert und weshalb die »Kulturelle Landpartie«
doch schmerzlich vermisst wird

220

Dorfrack

Von einer hinreißenden Show trotz Corona,
wie der engagierte Gast in der »Mitmachkneipe«
seinem Durst aus ganz neuer Perspektive begegnet und
über einen Generationenvertrag der anderen Art

233

Dank

251

Big City Blues

Vom Gefühl, dass irgendetwas im Leben
nicht mehr stimmt, der Suche nach den Gründen und
der unerklärlichen Sehnsucht nach dem anderen

Es muss so im Jahr 2000 gewesen sein, ich war etwa 27 Jahre alt, als ich den Eltern zum allerersten Mal in meiner ganz eigenen Hamburger Wohnung Kaffee einschenkte. Filterkaffee aus so einer gläsernen Drückerkanne, bei der man geduldig warten muss, bis sich das Kaffeepulver gesetzt hat, und die – genau wie die Wohnung – plötzlich ganz allein mir gehörte.

Ebenso wie die Wohnung musste ich diese Kanne ab sofort nicht mehr gegen im besten Fall chaotische, im schlimmsten Fall völlig lebensuntüchtige Mitbewohner verteidigen: Sie und die zweieinhalb Zimmer im noch nicht ganz so übertrieben hippen, aber doch kontinuierlich aufstrebenden Szeneviertel Ottensen – in dem die bezahlbaren Altbaubuden für Junge und Kreative bereits damals knapp wurden – waren endlich nur für mich da! Als aufstrebende Jungautorin, noch dazu mit einer Festanstellung als Redakteurin, konnte ich mir das erlauben: kleine, aber eigene vier Wände, sogar mit einem Minigarten; kein Studentenwohnheim mehr und auch keine WG oder Übergangslösung.

Für das Landmädchen, das sich vom ostwestfälischen Nirgendwo über das Studium in Lüneburg und Auslandssemester in Großbritannien bis ins Berufsleben der großen Hansestadt Hamburg vorangewühlt hatte wie ein Maulwurf, der immer größere Hügel produziert, war damals klar: Hier, in diesem pulsierenden Kosmos der schönsten Stadt der Welt, bleibe ich für immer. Ich werde diesen Kosmos auskosten und einatmen; alles, was er zu bieten hat, werde ich entdecken und mitneh-

men; und das ist so viel, dass ich dabei nie auf ein Ende stoßen werde oder auf ein »Alles-Gesehen«. Nein, für mich stand fest: Hier gehe ich nie wieder weg! Nie nicht. Nicht aus dieser Wohnung, und nicht aus dieser Stadt.

So teilte ich es bei besagtem Kaffee mit Nachdruck auch den Altvorderen, angereist aus dem Dörflich-Ostwestfälischen, mit; schließlich hatte ich eine extrem vorausschauende und, wie ich fand, auch sehr kluge Immobiliensuche betrieben und mich fürs Ebenerdige entschieden – »falls man später im Alter mal nicht mehr so gut zu Fuß ist«. Ich fand mich außerordentlich überzeugend, was nicht schwer war, immerhin glaubte ich fest an das, was ich da fabulierte. Die Eltern hingegen lachten nur wissend – und sagten sonst nichts weiter dazu.

Knapp 17 Jahre und mehrere Ottensener Immobilien später lebe ich mit meinem Ehemann und einem eigenwilligen, aber bezaubernden Kätzchen namens Smöre in einem Bungalow im Hamburger Stadtteil Rissen.

Rissen ist nicht Ottensen und von dessen überbordender Quirligkeit, die sich von einstiger Subkultur zu einem Paradebeispiel höchst ungesunder Gentrifizierung entwickelt hat, weit entfernt. Wobei Ersteres nicht weiter schlimm, sondern vielmehr Sinn der Sache ist: Den Drang zur Szeneviertelzugehörigkeit legt man ja auf dem Weg zum vierzigsten Geburtstag, spätestens aber kurz danach ab wie einen unbequem gewordenen jugendlichen Turnschuh mit zu dünner Sohle und stattdessen fürderhin eher Wert auf ein gediegeneres Dasein. Schön, wenn man dann einen Stadtteil findet, in dem man sich weiterhin hip und kosmopolitisch fühlen kann: Zwischen Rentnerhepaaren und arriviertem Establishment zählen der Mann, die Katze und ich in Rissen zu den »jungen Wilden«.

Und immerhin gehört das Quartier noch zum Bezirk Altona: ein gepflegtes Viertel mit Einfamilienhäusern, von denen viele ohne Weiteres als »Anwesen« durchgehen. Anfahrt über die sagenumwobene Elbchaussee, die einem im täglichen Stau

immerhin was fürs Auge bietet. Direkt neben dem Grundstück, welches in einer klitzekleinen, holprigen Anliegerstraße mit einem so langen Namen liegt, dass man beim Nennen der Adresse mehrere Atemzüge braucht und beim Buchstabieren mehrfach neu ansetzen muss, weil man längst vergessen hat, wo man eigentlich war, beginnt der Wald.

Der Bungalow im Bauhausstil ist auf eine hügelige Fläche gebaut. Wenn man von der Auffahrt her darauf blickt, erahnt man nur anhand der riesigen Garagen, auf denen ein Teil der Wohnfläche ruht und in denen bequem drei Fahrzeuge von Maßen über die klassischer Mittelklassewagen hinaus Platz finden, wie groß und ausladend er tatsächlich ist; mit einem Schwimmbad im Keller, umlaufenden Terrassenflächen und voller weiterer Annehmlichkeiten. Nur der Kenner mit dem geschulten Blick für hanseatisches Understatement mag vermuten, dass hier jemand wohnen muss, der zumindest etabliert, vielleicht sogar erfolgreich ist. Oder mal war. Oder von jemandem, der es ganz bestimmt mal war, geerbt hat. Die Luft ist gut, der Verkehr in der kleinen Straße mit dem langen Namen nicht der Rede wert.

Und trotz alledem stimmt irgendetwas nicht, denn ich fühle mich nicht gut. Das geht bereits seit einiger Zeit so; ich weiß nur nicht recht, warum. Auf der Suche nach dem Grund habe ich in den vergangenen Monaten vieles auf den Prüfstand gestellt.

Als Erstes habe ich überlegt, ob es die Arbeit ist, die dieses undefinierbare Unwohlsein hinterlässt. Aber mein Künstlerinnen- und Gastronominnendasein bereitet mir Freude und Befriedigung: Das Tourleben mit Chanson und Kabarett, Theater und Vorträgen ist zwar aufreibend, aber erfüllend. Meine »Parallelwelt Kulturbar«, die vor 13 Jahren als Bar mit kleinen Livegigs angefangen und sich nach ihrem Umzug auf eine größere Fläche durch viel Hingabe und Engagement zu einem Kulturzentrum für junge darstellende und bildende Künstler

entwickelt hat, verbindet meine Leidenschaft für genreübergreifende Performances, Werke und das Gastgeberium mit einer Freiheit und Vielseitigkeit, die ich mir auf keine andere Art und Weise und erst recht in keinem anderen Beruf wünsche.

Für den Mann stellt sich die Lösung des Ganzen recht einfach dar. Seit ich ihn regelmäßig mit meinen aus dem generellen Unwohlsein resultierenden Befindlichkeiten konfrontiere, behauptet er ebenso regelmäßig, ich müsse nur zu meinen künstlerischen Wurzeln zurückkehren. Sprich: nach Dokumentarfilm, Chansonalbum, Theaterengagement und Bühnenprogramm endlich wieder ein ganzes Buch schreiben statt Produktionskalkulationen oder Liedtexte. Dann würde es mir bestimmt besser gehen. Schließlich läge das letzte meiner belletristischen Werke dieser Art, von denen ich aber doch gekommen sei in meinem Schaffen, nunmehr einige Zeit zurück, und da habe sich in mir kreativ vielleicht was verkapselt.

Die Katze hat sich zu dieser Vermutung bis heute nicht geäußert, aber grundsätzlich gibt sie sowieso immer dem Mann recht, denn der füttert sie auch am offenen Kühlschrank mit Hühnchenbrust.

Jedenfalls, je öfter der Mann oben stehenden Rat als Antwort auf mein ständiges Gemaule wiederholt, desto unleidlicher werde ich, was dafürspricht, dass an seiner Erklärung was Wahres dran ist. Vielleicht. Aber das zuzugeben fällt mir schwer, und natürlich hasse ich es einigermaßen, wenn der Mann einen besseren Durchblick hat als ich; vor allem, wenn dieser Durchblick ausgerechnet meine Person betrifft.

Außerdem braucht man viel Zeit und Muße, um ein ganzes Buch zu schreiben, das weiß ich aus eigener Erfahrung natürlich viel besser als er. Und diese Zeit habe ich nun mal nicht. Schließlich gibt es Bälle in der Luft zu halten, nicht erst seit gestern und vermutlich auch nicht nur bis morgen. Die Buchhaltung macht sich ja nicht von allein, wobei erschwerend hinzukommt, dass man überhaupt erst mal Zahlen braucht, die

man hierin eintragen kann, und zwar am besten schwarze. Allein deshalb würde der Mann mir wohl trotz seiner Fürsorge und allen ehrlichen Interesses an der Auflösung meiner kreativen Verkapselung den Vogel zeigen, wenn ich ihn darüber informierte, dass die Finanzierung des Bungalows voller Annehmlichkeiten ab sofort leider allein bei ihm läge. Weil ebenjene kreative Verkapselung nun endlich rausmuss aus mir. Vom Bücherschreiben ist hanseatisches Understatement in Hamburg-Rissen nur in seltenen Fällen finanzierbar; die Dichte freiberuflicher Autoren oder überhaupt freiberuflicher Künstler ist dort nicht sehr hoch. Das habe ich dem Mann auch immer wieder erklärt, aber er ist dafür einfach nicht zugänglich und behauptet weiterhin, es würde alles besser, wenn ich nur endlich meine Buchstabenverkapselung auflöste.

Also habe ich überlegt, ob es vielleicht die Ehe an sich ist, die mir nicht bekommt. Um dies herauszufinden, habe ich das ein oder andere Streitgespräch mit dem Mann geführt, einige davon vielleicht sogar gezielt provoziert. Die Vermutung, dass auch dieser Weg nicht zu einer grundlegenden Besserung meiner Situation führen würde, lag zwar nahe und hat sich am Ende auch bewahrheitet, aber man kann es ja mal probieren.

Als Nächstes habe ich mich gefragt, ob ich nicht vielleicht doch ein Kind hätte bekommen sollen und dahingehend das Ruder auf die letzten Meter herumreißen sollte beziehungsweise könnte. Man hört ja doch immer wieder, dass kinderlose Frauen früher oder später damit hadern, ihrem angeblichen »evolutionären Auftrag« nicht nachgekommen zu sein.

Wenige Tage später – es muss zur Weihnachtszeit im Jahr 2016 gewesen sein; der ungeklärte Kummer war bereits weit fortgeschritten – saß ich sehr engagiert und voller Bereitschaft für mein ganz individuelles, lebensveränderndes Aha-Erlebnis mit einer Grundschullehrerin, der Mutter eines Neugeborenen sowie der Mutter einer pubertierenden Tochter an einem Tisch und gab mir alle Mühe, zu erkennen, dass im späten Nach-

wuchs das Heil liegen könne. Ich habe es wirklich versucht, bin aber allein an der Herausforderung, den Gesprächen und ihren Themen auch nur im Ansatz zu folgen, dermaßen grandios gescheitert, dass ich auch diese Möglichkeit potenzieller Traumbekämpfung noch vor Silvester für mich persönlich leider unter Stuss abhaken musste.

Schließlich und endlich habe ich versucht, mich mit der Vorstellung einer ganz normalen Midlife-Crisis zu beruhigen und entspannt darauf zu warten, dass das Unwohlsein von allein wieder vergeht, wenn erst die Wechseljahre überstanden sind. Leider behaupten die biologischen Fakten, dass diese schicksalhafte Zeit bei mir noch nicht mal begonnen hat. Gut, vielleicht kündigt sie sich so langsam an. Aber wie um Himmels willen soll das erst werden, wenn ich mittendrin stecke?!

Das Gute daran, in Rissen zu leben, ist, dass man im Auto so viel Zeit hat nachzudenken, während man auf der Elbchaussee im Stau steht. Und im Stau stehen, das tut man hier eigentlich immer, seit auf der Osdorfer Landstraße schwer gebaut wird. Bis zu zwei Stunden jeden Tag brauchten wir im Frühjahr 2017 auch außerhalb der Rushhour für die 18, 19 Kilometer bis zur »Parallelwelt Kulturbar« in Eimsbüttel, und das schon seit Wochen.

An diesem entscheidenden Tag ist es besonders schlimm. Schon seit einer Dreiviertelstunde unterwegs und noch nicht mal am Altonaer Rathaus vorbei. Der Mann schimpft; ich rolle mit den Augen und weiß nicht, wohin mit meinen Händen, die zum Nichtstun verdammt sind, aber so gern etwas bewegen wollen, während ihnen die Zeit durch die Finger rinnt und der Tag schon bald wieder vorbei ist, wenn das hier so langsam weitergeht.

Irgendetwas hupt; zu dumpf und lang für ein Auto. Es ist ein Schiff, das parallel zur Elbchaussee am Elbufer entlanggleitet, und ich stelle verwundert fest, dass ich ganz vergessen hatte, dass ich in Hamburg bin. In der schönsten Stadt der Welt. Und

dass es hier Schiffe gibt. Aber ich habe keinen Blick mehr für die Containerriesen und Kreuzer, die man während der Fahrt zwischen Bäumen und Gebäuden hindurch erspähen kann, wenn der Verkehr ausreichend langsam ist und man genau genug hinschaut. Ich starre nur auf die Digitalanzeige an der Armatur des Wagens, höre auf NDR Info zum dritten Mal den gleichen Nachrichtenblock, seit wir in das Auto gestiegen sind, und denke daran, was ich in dieser Zeit schon alles hätte schaffen können.

Im nächsten Moment frage ich mich, wann ich eigentlich das letzte Mal zu Fuß unten am Elbufer entlanggegangen bin. Nur so, wie früher, mit etwas Zeit und ab und an einem Blick in den Himmel und ohne diesen verdammten Druck im Schädel, der dich ohne Pause weitertreibt und die schönste Stadt der Welt samt den größten Schiffen nicht mehr sehen lässt.

Der Mann bremst scharf und zieht den Wagen ruckartig nach links; ein Radfahrer ist plötzlich vom Gehsteig geschossen und kurz vor uns auf der Straße eingeschert, genau an der Stelle, wo sich die Fahrbahn von zwei Spuren auf eine reduziert. Fast kommt es zur Kollision mit einem anderen Auto, das sich just und eigentlich viel zu knapp kalkuliert vor uns von links nach rechts einfädeln will. Plötzlich quäken gleich mehrere Hupen gleichzeitig, weitere Wagen hinter uns bremsen abrupt, der Radfahrer rutscht noch schnell mit rotierenden Waden über die jetzt rot aufleuchtende Ampel und präsentiert dann, ohne sich umzudrehen, hinter seinem Rücken mit der linken Hand den Stinkefinger in unsere Richtung. Das Hupkonzert nimmt kein Ende, von allen Seiten bilde ich mir böse Blicke ein, wünsche mich irgendwo anders hin und mache mich auf dem Beifahrersitz so klein, wie es geht. Das geht nicht gut, weil ich ja nicht nur von oben nach unten, sondern auch von links nach rechts einiges an Platz beanspruche, aber gefühlt bin ich eigentlich verschwunden und noch dazu wünschte ich, es wäre dunkel und die Straße leer und der Lärm weniger laut.

Zu viel, denke ich, und ich denke es auch dann noch, als die Situation sich längst beruhigt hat. Eigentlich könnte ich wieder auftauchen aus der gefühlten Versenkung, aber ich will das gar nicht, denn mein Gefühl bleibt schlicht dabei: Alles zu viel. Zu laut. Zu unüberschaubar. Zu grell. Einfach zu viel, und ich fühle mich überfordert. Total. Von allem. Von nichts.

Ich weiß nicht einmal mehr, wohin ich auf der nächsten Kreuzung schauen soll. Nach links auf das majestätische, weiße Altonaer Rathaus? Nach vorn unten auf die Schmiererei an der Hauswand gegenüber? Nach vorn oben auf die Lichter der Ampel? Oder doch lieber wieder auf die Digitaluhr auf dem Armaturenbrett? Nach rechts zum Altonaer Balkon, auf dessen abschüssiger Grünfläche Mütter ihre Kinderwagen mit dem Fuß gegen das Gefälle sichern, mit dem Smartphone in der einen und dem To-go-Becher in der anderen Hand, während zwei abgerockte Gestalten einen mit vollgestopften Plastiktüten gefüllten Einkaufswagen, bei dem die oberste Tüte jede Sekunde herunterzurutschen droht, über den zum Grünbereich führenden Fußgängerüberweg schieben? Auf das riesige Werbeplakat vor uns, das sich mir ganz automatisch ins Blickfeld drängt, solange ich mich nicht bewusst für eine andere Anbeziehungsweise Aussicht entscheide?

Schlagartig fühle ich mich wie eine hilflose Minifigur in einem überdimensionalen Wimmelbild, die zwar vorhanden ist, aber eigentlich gar nicht mitspielt. Auf einmal weiß ich auch nicht mehr, was ich überhaupt als Erstes tun soll, wenn ich in vermutlich frühestens einer weiteren Dreiviertelstunde in den Laden komme und dann nur noch eine knappe Stunde Zeit habe, um alles zu erledigen, bevor die dritten Künstler dieser Woche vor der Tür stehen und für ihre Show aufzubauen ist. Von acht Veranstaltungsportalen habe ich erst fünf mit den Veranstaltungen des übernächsten Monats bedient, morgen ist bei den anderen dreien Redaktionsschluss, der Programmflyer für den nächsten Monat ist noch nicht fertiggestellt, geschweige

denn im Druck. Noch dazu frage ich mich plötzlich, warum ich überhaupt noch Programmflyer erstellen soll, wenn sie wegen der totalen Reizüberflutung sowieso keiner mehr liest, weil Buchstaben den Leuten mittlerweile nur noch Angst machen. Erst recht, wenn diese Buchstaben in größeren Gruppen daherkommen oder gar ohne Bild oder wenn sie nicht wenigstens neonfarben sind und blinken.

An diesem sonnigen Maitag im Jahr 2017 weiß ich es auf einmal, und die Erkenntnis trifft mich so hart und unerbittlich wie eine Gehwegplatte mit der Kante mitten auf den Scheitel: Ich muss hier weg. Mein Unwohlsein hat einen Namen. Es heißt »Großstadt«. Und ich muss hier raus.

Neue Heimat – dringend gesucht

Von hingebungsvollen Landstrichrecherchen,
einem Gatten unter Schock und
der Wiederentdeckung einer alten Zuneigung

So also wusste ich plötzlich, was zu tun war: 25 Jahre in der Stadt waren genug. Und ich würde den Citybungalow voller Annehmlichkeiten gegen ein Leben auf dem Land tauschen müssen, um Leib und Seele vor dem kompletten Durchdrehen zu bewahren. Punkt. Manchmal kann es so einfach sein, haha. Dann muss eine Frau eben tun, was eine Frau tun muss.

Und wenn es sich bei dieser Frau noch dazu um ein ursprünglich ostwestfälisches Landmädchen mit jenem unbezwingbaren Dickkopf handelt, für den die Ostwestfalen nun mal berühmt-berüchtigt sind, dann gibt es kein Zurück mehr. Und vor allem: keine Kompromisse.

Kennt hier überhaupt jemand Ostwestfalen? – Falls nein, ist das nicht schlimm und auch nicht weiter verwunderlich, denn die nächste Autobahn ist ziemlich weit weg, und viel zu sehen gibt es nicht. Nur Grün halt, aber das immerhin in besonders vielen Schattierungen. Das Ostwestfalen, in dem ich aufgewachsen bin, das ist jener Teil Nordrhein-Westfalens da ganz oben in diesem kleinen Zipfel, diesem fransigen Ausläufer auf der Landkarte, der so aussieht wie ein kleiner Hund.

Da ganz oben drin, in dem Hundeköpfchen, da bin ich groß geworden. Egal, in welche Richtung man fuhr (ob mit oder ohne Führerschein, das war damals nicht zwangsläufig entscheidend), man war spätestens nach sechs Kilometern in Niedersachsen. Es sei denn, man fuhr ganz geradeaus nach unten gen Süden, aber dafür gab es keinen Grund, und das alles ist

eigentlich bis heute so. Veränderungen brauchen ihre Zeit in Ostwestfalen.

Ich behaupte deshalb, dass ich eigentlich niedersächsisch sozialisiert wurde und nicht westfälisch; ein Umstand, der mir schon bald immens weiterhelfen würde, aber das war mir zu diesem Zeitpunkt noch nicht klar. Heute weiß ich, dass man mit dem in Ostwestfalen erworbenen Spezialwissen über Schützenfeste (der kleine Ort, in dem ich aufgewachsen bin, hat zehn davon!), über das Ausschenken eines anständigen Fanta-Korns (blind machen muss er!) und über die Bedeutung einer anständigen Mahlzeit für den weiteren Verlauf des Abends (ordentlich satt machen muss sie und Fleisch muss bei!) auch im Wendland weiterkommt.

Das Glücksgefühl, das einem ein Sternenhimmel bescheren kann, der diesen Namen wirklich verdient, ist hier wie dort übrigens ziemlich gleich. Und wenn wir eins hatten daheim in Ostwestfalen, dann war es Platz. Das erklärt vielleicht, warum ich mich bis heute ungeachtet jeglicher Konventionen oder vielmehr Konfektionsgrößen ungeniert ausbreite, und zwar in alle Richtungen. Noch ein Grund mehr, die enge Stadt zu verlassen.

Ostwestfälische Prominente gibt es relativ wenige, obwohl Jürgen von der Lippe – damals noch Hans-Jürgen Hubert Dohrenkamp – in Bad Salzuflen geboren wurde. Darauf kann man stolz sein als Ostwestfälin, auch wenn Bad Salzuflen bei mir persönlich leider ein Trauma verursacht hat. Als ich klein war, ist dort mal ein Motorradfahrer in jene Autotür hineingebrettert, hinter der ausgerechnet ich saß. Ich verarbeite das noch, bin aber trotzdem ein wirklich großer Jürgen-von-der-Lippe-Fan. Ja, so sind wir Ostwestfalen: stur und absolut unbeirrbar.

Und ebenjenes ostwestfälische Landmädchen kriegt man auch nach einem Vierteljahrhundert in einer aufregenden Metropole halt nicht raus aus den Synapsen. Im Gegenteil: Irgendwann beschließen diese, sich zurückzuentwickeln und pene-

trant auf all das zu verweisen, was man in Kindheit und Jugend so um sich rum hatte. Auf das Grün in allen Schattierungen, auf den Geruch frisch gemähten Rasens, just abgeernteter Getreidefelder und auf das Versteckspielen im hohen Mais. Auf stockdunkle Landstraßen, die einem gleichzeitig ein diffuses Gefühl von Angst und die Ahnung von Freiheit vermitteln. Auf die Beständigkeit einer überschaubaren, kleinen Welt, die trotz zeitweiliger Engegefühle doch Halt und Geborgenheit vermittelt und in der die größten Aufregungen sich immer um Leute drehen, die man tatsächlich alle persönlich kennt. Und auf die sagemumwobenen Zeltfeste mit sogenannten »Top 40«-Bands, gegen die eine Nacht auf der Reeperbahn bei genauerer Betrachtung ein Kindergeburtstag ist.

In meinem Fall begannen die Synapsen zusätzlich, mich rücksichtslos und ungehemmt mit jener plötzlichen, unerklärlichen und heftigen Sehnsucht zu beschießen, die bei dem ein oder anderen in der zweiten Lebenshälfte so auftaucht: der Sehnsucht nach einem Dasein ohne unendliche Möglichkeiten, die einen irgendwann nur noch lähmen.

Und damit gehen einem die Synapsen dann so lange auf die Nerven, bis man entweder dem totalen Wahnsinn anheimfällt. Oder aber wie ich klein beigibt und den Ortswechsel einläutet, und zwar flotti-karotti. Tschau-Kakaoi, Hamburg! Unsere Wege werden sich trennen. Ja: Es war mir ernst, und es war mir dringend. Ich würde diesen Ortswechsel gegen alle Widrigkeiten durchsetzen.

Nun, in puncto Widrigkeiten seien hier allen voran der entsetzte Mann und die nicht minder überraschte Katze genannt. Letztere sah ebenso wenig einen Grund für einen Ortswechsel wie der Mann. Beide kannten nur die Stadt, waren mit dieser als Lebensraum nicht unzufrieden und konnten der Dringlichkeit meines Entschlusses nur beschränkt folgen. Oder vielmehr: Sie waren ob meiner hingebungsvollen Immobilienrecherchen und der damit zusammenhängenden etwaigen Zukunftsvisio-

nen erschüttert bis beleidigt, ich hingegen geradezu euphorisch. Schließlich hatte ich es eilig. Am liebsten wollte ich schon bis zum Herbst auf dem Land und davon sein.

Meine Suchkriterien waren klar: Ein Kaff sollte es werden. Ein RICHTIGES Kaff. Nein, keine Kleinstadt. Am besten gleich gar nix, was eine Neubausiedlung hat, denn meiner Meinung nach gibt es nichts Deprimierenderes als »Würfelhusten«. Aber in Norddeutschland sollte es sein, und zwar nicht weiter von Hamburg entfernt als maximal 150 Kilometer.

Ach ja, ähm, und am besten eine Immobilie, die von Schnitt und Lage her geeignet wäre, um die Gastronomie und die Kleinkunstabühne aus Hamburg einfach mitzunehmen. Schließlich brauchte ich auch in der neuen Heimat neben dem Dasein als freiberufliche Künstlerin ein zweites Standbein, und außerdem steckt die Wirtin mindestens genauso tief in mir drin wie das ostwestfälische Landmädchen. Folglich sollte es eine Immobilie mit am besten mindestens einem größeren als Gaststube geeigneten Raum sein – und am allerbesten ohne Nachbarn, wegen Lärm und so. Oder zumindest so weit von den nächsten ebensolchen entfernt, dass man trotzdem ordentlich auf die Pauke hauen könnte, musikalisch und überhaupt. Schließlich besitze ich eine recht leistungsfähige Musikanlage, die ich genauso gern ausfahre wie in unserer kleinen Straße mit dem langen Namen der Nachbar seinen flunderplatten Porsche, in den ich noch nicht mal reinkäme, wenn man ordentlich nachdrücken würde.

Der Mann erklärte mich spätestens in jenem Moment für komplett verrückt, als ich ihm die Kriterien in Bezug auf die gesuchte Liegenschaft mithilfe einer eigens für ihn erstellten PowerPoint-Präsentation hochprofessionell zu erläutern versuchte, um ihn milde zu stimmen. Zum Eklat kam es trotzdem, denn er hatte für meine gastronomischen Pläne nur wenig Verständnis und reagierte auf den meinerseits behutsam, aber doch mit Nachdruck eingeführten Begriff »Dorfkneipe« leider

überhaupt nicht so, wie es meiner Meinung nach als liebender Ehemann angebracht gewesen wäre.

Der Höhepunkt des Eklats war erreicht, als der Mann noch dazu gewahr wurde, dass ich hauptsächlich nach Kaufobjekten suchte und Mietimmobilien kaum in Betracht zog. Er schlug daraufhin vor, das Landleben doch vielleicht erst einmal in einem Mietobjekt auszutesten, um zunächst eine gewisse Sicherheit bezüglich der dauerhaften Eignung der neuen Lebensumstände zu erlangen und gegebenenfalls Maßnahmen der Richtungskorrektur einleiten zu können. Ich hingegen hielt das nicht für notwendig und zündete die »Sicherheitslunte« argumentativ lieber am anderen Ende an: Wirtschaftlichkeit und so. Außerdem wäre das Mieten ja ein Kompromiss, und wie ich bereits ausführlich erläutert habe, kommen diese für Ostwestfalen ganz grundsätzlich nicht infrage.

Man muss dazu vielleicht wissen, dass den Mann eine gewisse Weit- und Vorsicht auszeichnet, während diese in meinem Verhalten nur selten vorkommt, also so ungefähr einmal bis gar nicht pro Jahr. Zu allem Übel ist der Mann auch beruflich tag-ein, tagaus mit Immobilien und deren substanzieller Erhaltung beschäftigt, während ich ja nur die Dekoratiöse bin und finde, dass alles toll aussehen kann. Selbst wenn es kurz vorm Zusammenfallen ist. Man muss das Auge dann nur ein bisschen mehr vom grundlegenden baulichen Zustand ablenken und falsche Fährten legen, was mir in der Regel gut gelingt, ja, sogar eine zehn Jahre andauernde Fernsehkarriere in diesem Bereich begünstigte.

In dieser Unterschiedlichkeit zwischen dem Mann und mir liegt per se schon ein gewisses Konfliktpotenzial, und das schlug in diesem Fall natürlich voll durch. Aber davon ließ ich mich nicht ins Bockshorn jagen. Und so durchforstete ich weiter die Immobilien- bis Ruinenangebote Norddeutschlands, während der Mann kurz davor war, die Männer mit den weißen Jacken zu rufen, und bereits nach einer geeigneten psychiatrischen Klinik

suchte, in der man mir meine Pläne wahlweise mit Nahrungs- entzug, Helene-Fischer-Dauerbeschallung oder auch den ent- sprechenden Medikamenten in angebrachter Dosierung schon austreiben würde.

Was soll ich sagen: Am Ende war ich schneller. Und immer- hin habe ich mich an eine Bedingung gehalten. Denn der Mann, mittlerweile in einem Befindlichkeitsstadium irgendwo zwischen »komplett desillusioniert« und »final hoffnungslos«, trug mir schließlich auf, ihm wenigstens den folgenden Gefal- len zu tun: »Frau«, sagte der Mann. »Frau. Such nichts aus, was um die hundert Jahre alt ist. Bitte. Die Dinger reißen alle grad die Hufe hoch.«

Na. Von zweihundert Jahren hat er nichts gesagt.